

# Rudolf Liechtenhan (1875-1947)

Autor(en): **Greyerz, K. von**

Objektyp: **Obituary**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **41 (1947)**

Heft 12

PDF erstellt am: **13.09.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

mit brennender Sorge bringen wir in dieser Nummer die Befürchtung zum Ausdruck, die uns erfüllt beim Gedanken an die Zukunft.»

Werte Zuhörer, ich hoffe nicht, daß Sie mich wegen dieser Zitate der Einseitigkeit oder Parteilichkeit beschuldigen. Selbstverständlich gibt es unter den Männern und Frauen, welche verkünden, daß der Zeitpunkt für die Unabhängigkeit Indonesiens noch nicht angebrochen ist, auch ehrliche, uneigennütige Menschen. Aber der Geist, der aus ihnen spricht, ist im allgemeinen ein Geist des Konservatismus, der die Zeichen der Zeit nicht versteht.

Werte Zuhörer, einige meiner persönlichen Freunde haben die Befürchtung ausgesprochen, daß ich mich würde hinreißen lassen, die Regierung und das holländische Volk anzugreifen. Die Regierung schon: die ist doch kein sakrosanktes Häuschen. Ich denke nicht daran, das holländische Volk anzugreifen. Ich bin mit ihm mit allen Fasern meines Herzens verbunden, aber ich habe nur *eine* Zunge, dieselbe im Ausland wie zu Hause. Ich denke zu gut über unser Volk, um nicht überzeugt zu sein, daß es den richtigen Weg finden und einschlagen wird. – Es denkt langsam, es hat nur in seltenen Fällen begeisterte Impulse wie das französische Volk, aber es liebt Freiheit und Gerechtigkeit zu aufrichtig, um sie einem andern Volke auf die Dauer vorzuenthalten zu wollen<sup>1</sup>.

*Henriette Roland Holst.*

## Rudolf Liechtenhan †

1875—1947

Als im November 1906 das erste Heft der «Neuen Wege» das Licht der Welt erblickte, zeichneten als deren Herausgeber in alphabetischer Reihenfolge B. Hartmann, Pfarrer in Chur, Lic. R. Liechtenhan, Pfarrer in Buch (Kt. Zürich) und L. Ragaz, Pfarrer in Basel. Der mittlere von ihnen, am 6. Dezember 1875 in Basel geboren, war damals dreißig Jahre alt, seit 1900 Pfarrer in einem kleinen Bauerndorf am Irchel, seit 1901 in überaus glücklicher, wenn auch von schmerzlichen Prüfungen nicht verschonter Ehe mit der Basler Pfarrerstochter Fräulein Johanna Barth, die ihm fünf Kinder schenkte und ihrem Gatten zeitlebens eine verständnisvolle Lebens- und Leidensgefährtin war. 1909 wurde er an

<sup>1</sup> Dieser Vortrag war vorbereitet, um in Zürich gehalten zu werden. Wir hatten uns auf das Wiedersehen mit Frau Henriette Roland Holst gefreut, denn wie Bedeutendes und Großes hat sie uns seinerzeit mit ihren Vorträgen in Zürich und in Casoja gegeben. Wieder hofften wir, der greisen Dichterin und Kämpferin, der Freundin und Biographin von Rosa Luxemburg, lauschen zu können, glücklich darüber, daß sie durch alles Schwere, was seitdem über ihre Heimat Holland gegangen ist, hindurchgerettet wurde. Leider hat ein Unfall sie am Reisen verhindert. Wir sind aber glücklich, zu wissen, daß sie der Genesung entgegengeht. *Die Redaktion.*

die Pfarrstelle seines Schwiegervaters, an die Matthäus-Gemeinde in Klein-Basel gewählt. Schon 1900 hatte er den Grad eines Lizentiaten der Theologie erworben. 1921 begann er seine theologischen Vorlesungen an der Hochschule Basels. 1935 zum außerordentlichen Professor für das Neue Testament befördert, trat er von seiner Pfarrstelle zurück, um sich bis zu seinem Ende – 29. November 1947 – ganz dieser Professur zu widmen. Daß seine von der evangelischen Fakultät der Hochschule Bern einstimmig vorgeschlagene Kandidatur für eine ordentliche Professur für das Neue Testament 1928 von der bernischen Regierung einzig und allein wegen seiner pazifistischen Einstellung abgelehnt, aber 1929 durch die Verleihung des theologischen Ehrendoktors durch die zürcherische Hochschule einigermaßen wettgemacht wurde, hat er, bezeichnend für seinen Charakter, in seiner autobiographischen Lebensskizze zu erwähnen ganz unterlassen oder vergessen.

Daß dieser junge, begabte Basler das Theologiestudium wählte, geschah ganz aus innerem Beruf und Entschluß. «Es war der einfache Wunsch, der Sache Gottes zu dienen.» Er hatte auch das Glück, hervorragende akademische Lehrer zu finden, in Basel Bernh. Duhm, in Marburg Wilh. Herrmann, Ad. Jülicher, Joh. Weiß, in Berlin Ad. Harnack, «von dem ich unter allen meinen Lehrern am meisten empfangen habe». Dazu war er mit Paul Wernle, seinem spätem Schwager, eng befreundet, «von dessen frischer, fast stürmischer Art wir speziell in die Welt des Neuen Testaments mächtig mitgerissen wurden». Was Wernle in seiner «Einführung in das theologische Studium» schrieb, daß «recht Theologie zu studieren eine große Arbeit ist und es dem Theologen nur auf die Wahrheit ankommen darf», das war dem jungen Pfarrer von Buch eine selbstverständliche Gewissenssache, von der er sein Leben lang nicht gelassen hat.

Eben darum fühlte er sich auch zu dem Ziel, das sich die «Neuen Wege» gesteckt hatten, hingezogen, war sogar von 1906 bis Ende 1911 ihr Hauptredaktor und hat zu deren elf ersten Jahrgängen neben dem alle seine Mitarbeiter von Anfang an überragenden Leonhard Ragaz eine große Zahl ganz vorzüglicher Beiträge gesteuert. Was schon seine Handschrift offenbarte, eignete ihm in allem, was er schrieb, eine Sachlichkeit und Klarheit, ein abgewogenes Denken und Urteilen, dem alles Pathetische oder gar Phrasenhafte fremd war, und doch nichts Kühles, Frostiges anhaftete, sondern eine wohlthuende Wärme innewohnte.

Nicht so leicht wie mit der Feder fiel ihm der Umgang mit den Menschen, durch das gesprochene Wort. Zwar in kleinerem Kreise wirkten seine überlegten Voten immer klärend und wegweisend, aber sein Kanzelvortrag hatte etwas Ermüdendes. Er hat selber darunter gelitten und in ehrlicher Selbstbeurteilung von sich bekannt: «Eines hat mir freilich gefehlt und mich später in der Ausführung meines Berufes viel gehemmt: die Leichtigkeit, mich den Menschen aufzuschließen, den Zugang zu den Herzen schnell zu finden, besonders der Jugend gegen-

über, eine gewisse propagandistische Ader und suggestive Gewalt über die Menschenherzen.»

Mag dem gewesen sein, wie es will, sicher ist, daß sowohl auf der Kanzel der kleinen Bauerngemeinde wie der großen Stadtgemeinde ein Prediger und Seelsorger stand, der es mit seiner Verkündigung ernst nahm und darunter litt, «daß die Christenheit so wenig unter den heutigen Zuständen leidet, so wenig von ihnen beunruhigt ist». «Ich habe als Pfarrer gegen keinen Irrtum so unerbittlich gekämpft, wie gegen die Meinung, daß die Religion ein bloßer Schnörkel am Leben sei, ein Etwas, von dem man ein bißchen besitzen müsse, um dem Leben seine Weihe zu geben, aber daß die Religion in die übrigen Gebiete des Lebens, wie Politik, Geschäft, Erwerbsleben, nichts hineinzureden habe.» Er täuschte sich und seine Zuhörer nicht darüber hinweg, «daß wir lernen müssen, an Gott selbst statt an unsere Dogmen über ihn zu glauben, und daß Ehrfurcht vor der Wirklichkeit frömmere ist als alle frommen Konstruktionen derselben».

An den alttestamentlichen Propheten, von denen er in den «Neuen Wegen» (1912, 1913, 1915, 1917) acht prächtige Charakterbilder entworfen hat, war ihm «die Wirklichkeit des lebendigen Gottes packend und entscheidend entgegengetreten als die Macht, welche hinter der Menschheitsgeschichte steht, die in der Welt etwas will und schafft, ein ungleich lebendigerer Gott als der, den die Philosophie in Frage gestellt hatte». An den Propheten war ihm aufgegangen, «daß nicht allen gleich unmittelbare Erfahrungen geschenkt sind, daß wir zwischen Auserwählten und Gläubigen zu unterscheiden haben und selbst von *dem* leben müssen, was Größere, als wir sind, ans Licht gebracht haben. Wir bleiben zeitlebens Geführte, nicht Führer.»

Das gilt im höchsten Sinn und Maß vom Gotterleben durch Jesus: «Der lebendige Gott wird nicht auf dem Wege der verständigen Überlegung, des logischen Schlusses gefunden, sondern durch die Berührt-heit von der geistigen Macht, wie sie uns in Jesus entgentritt und uns zu sich zieht.» «Durch Jesus Gott finden, das ist christlicher Glaube.» «Er bleibt ein Wagnis, aber Glauben, Vertrauen heißt immer auf etwas bauen, das man nicht sieht.» «Dieser Glaube löst auch nicht alle Rätsel. Es bleiben genug Stellen, wo uns Gott verborgen bleibt, wo uns der Weltlauf brutal und gleichgültig gegen alle innern Werte vorkommt. Dann heißt glauben, daß wir allen Unbegreiflichkeiten des Augenblicks zum Trotz an Gott festhalten.»

«Daß uns Jesus zu Gott führt, das ist die Hauptsache, und alles, was er gewollt hat.» «Eine Lehre über seine Person hat er uns nicht aufgedrängt. Alle Theorien, die den Tod Jesu durch Vergleich mit einem kultischen Opfer begreifen wollen, kranken daran, daß sie mit vorchristlichen Bildern für die Gesinnung Gottes statt mit dem Vatergleichnis operieren. Auch der Apostel Paulus ist diesem Fehler nicht

entgangen.» «Es ist eine Karikatur des Christentums, welche eine mit dem rechten Glauben verwechselte Rechtgläubigkeit auf Kosten des sittlichen Ernstes und der tätigen Nachfolge pflegen möchte oder an Stelle der Werkgesetzlichkeit einfach eine Lehrgesetzlichkeit aufrichtet. Die Botschaft ohne den sittlichen Appell zur Dienstbereitschaft wird zum leeren Schall, und die sittliche Forderung ohne die Botschaft steht in der Luft.»

So hat Liechtenhan vom Anfang bis zum Ende seines Lebens mit dem Gottesproblem gerungen, mit der Spannung zwischen dem uns verborgenen und dem sich uns offenbarenden Gott, zwischen der göttlichen Regierung und dem Unglück und Bösen in der Welt, der göttlichen Gerechtigkeit und der göttlichen Gnade, mit der Spannung zwischen dem Glauben und Tun, dem schon Empfangenen und dem erst Erhofften, dem Ernst und der Milde im Evangelium und im Verhalten Jesu, gerungen mit dem Problem von Schuld und Sühne, Recht und Sittlichkeit, mit der Frage: Heiligt der Zweck die Mittel?, für die er die Antwort formuliert: «Der Zweck kann bloß die Mittel, nie aber die Motive heiligen.» Man lese, was Liechtenhan über die Bedeutung von Phantasie und Gleichnis für das religiöse Erleben schreibt, über die Polarität, «die unsystematische Natürlichkeit Jesu», die dem Philister und Pedanten ein Ärgernis, dem unverbildeten Menschen just ein Zeichen des Reichtums und des tiefen Gotterlebens Jesu bedeutet, der «das Ziel so hoch steckt, als sich denken läßt, und zugleich die Grenze nach unten offen läßt und keinen aufgibt». Gründlich setzt Liechtenhan sich mit Kautskys «Ursprung des Christentums», mit Maurenbrechers «Von Nazareth nach Golgatha», mit Drews «Christusmythe» auseinander, mit dem Nachweis, «daß das neue Leben, das in den Schriften des Neuen Testaments pulsiert, notwendig die Tatsache einer lebendigen Persönlichkeit fordert, in der es gewohnt und von der es seinen Ausgang genommen hat».

Er bemüht sich, darzulegen, wie die Bibel gerade für solche, die mit ihr nichts mehr anzufangen wußten, durch die vom Unverstand verpönte und verschrieene «Bibelkritik» ein ganz neues, lebendiges Buch wird, und wie wir unsern Blick zu schärfen haben für den Unterschied zwischen dem unterchristlichen, vorchristlichen und genuinchristlichen Erbe in der Heiligen Schrift.

Ganz besonders eingehend hat er die ethischen Probleme des Neuen Testaments in seinem bedeutenden, zuwenig beachteten Buche: «Gottes Gebot im Neuen Testament» (1942) klargelegt, inwiefern die im Neuen Testament verkündeten Gebote erfüllbar, auf unsere Zeit noch anwendbar sind und «das Evangelium nicht nur ein Beitrag, sondern die entscheidende Antwort zur Krise der Gegenwart ist». Ebenso weist er in seinem Buche über «Paulus» unter anderm nach, «wie stark Paulus in rechtlichen Kategorien denkt, aber das tut, um das Recht-

liche aus dem Verhältnis zu Gott radikal zu beseitigen», «wie die verhängnisvolle Überschätzung der Lehre auf Kosten des Lebens sich nie auf Paulus berufen darf» und «wie schief es ist, des Apostels seelsorgerliche Räte zu Dogmen zu stempeln und aus seinen lebendigen Briefen ein totes System der Ethik zu machen».

Ebenso sorgfältig erörtert er in seiner letzten größeren Arbeit über «Die urchristliche Mission» (1946) die Frage, ob die Mission im Willen und Werk Jesu begründet sei, mit dem Endresultat, daß das Abendmahl als die Geburtsstunde der Heidenmission bezeichnet werden dürfe, das Samenkorn, das Jesus in die Herzen seiner Jünger gelegt hatte, zum Baum heranwachsen *mußte* und damit die Missionsaufgabe gegeben war.

Aus dieser seiner Vertiefung in das ursprüngliche Evangelium ist Liechtenhan auch zum Sozialisten geworden. Den äußern Anstoß dazu hat er von Männern wie Friedrich Naumann, Hermann Kutter und Leonhard Ragaz empfangen. Vom ersten bekennt er: «Er hat mit dem eindrucklichen Ernst und der hinreißenden Begeisterung, mit der er die evangelisch-soziale Botschaft den Gewissen nahebrachte, meiner ganzen Lebensrichtung einen entscheidenden Anstoß gegeben, und ich habe ihm auch später, als ich seinen Wegen nicht mehr zu folgen vermochte, immer noch die tiefste Dankbarkeit bewahrt.»

Die innerste Begründung seines Sozialismus wurzelt für Liechtenhan im Evangelium, in der Klarheit und Gewißheit, daß sich das Evangelium in einem «Befehl-du-deine-Wege»-Christentum nicht erschöpft, «nicht nur Sündentrost und Leidensbalsam» ist – das auch –, aber ebenso «Hingabe an die Zwecke Gottes». «Wir können nicht Gott dienen und alle soziale Ungerechtigkeit unter uns dulden. Wir können sie nicht von einem Tag zum andern aus der Welt schaffen, am wenigsten mit blutiger Gewalt, ohne innere Erneuerung aus dem Geiste Christi. Aber wir haben Christi Geist nicht, wenn wir sie ertragen und nicht gegen sie im Kampfe stehen. In diesem Sinne bin ich Sozialist gewesen und geblieben.» «Soziale Gerechtigkeit ist noch nicht das Reich Gottes, aber sie ist eine Vorbedingung des Gottesreiches. Sie ist kein letztes Ziel, aber eine nächste Aufgabe, die Gott unserm Geschlecht gestellt hat. Keine Sünde beschwört so furchtbare Gerichte herauf wie die Blindheit für die Wege, auf die uns Gott rufen will.»

Schon als junger Pfarrer protestierte er «gegen die in weiten Kreisen herrschende Meinung, die Ansicht des Pfarrers über soziale Fragen dürfe wohl mit derjenigen der Konservativen oder Freisinnigen Partei, aber nicht mit derjenigen der Sozialdemokratie übereinstimmen». Denjenigen Lesern der «Neuen Wege», die an deren sozialistischer Tendenz Anstoß nahmen, ruft er zu: «Ein Blatt, das nur Artikel bringt, bei denen die Leser beifällig nickend ausrufen: Gut gebrüllt, Löwe!, das seinen Lesern nicht auch etwa Steine auf den Weg wirft, hat nach meiner Meinung sein Existenzrecht verloren.» «Nicht Bekämpfung der

Weltanschauung, welche die Sozialdemokraten bekennen», schreibt er in einem kritischen Bericht über den evangelisch-sozialen Kongreß in Chemnitz, «sollte unser Erstes sein, sondern die Bekämpfung der sozialen Not, unter der sie nach Leib und Seele leiden.» Und an einer andern Stelle: «Möchten die Sozialdemokraten noch zehnmal schlechter sein, das entscheidet gar nicht über die Frage, ob die gegenwärtige Ordnung gerecht und die sozialdemokratische wünschbar ist. Ich habe kein Urteil darüber, ob es nicht gefährlich wäre, wenn die Sozialdemokratie heute zur Herrschaft käme; es würden vielleicht manche wertvollen Güter zertrümmert. Aber gehen nicht schon jetzt wertvolle Güter, nämlich unsterbliche Menschenseelen, unter der Brutalität der Verhältnisse zugrunde? Unsere Hoffnung ist nicht nur, daß es darin besser werde, sondern auch, daß die Sozialdemokratie noch lerne, wie wenig der Haß Segen zu bringen und Großes zu schaffen vermag.» Schon 1908 hat Liechtenhan an der religiös-sozialen Konferenz in Zürich neben Nationalrat Greulich und Kutter ein Referat gehalten über: «Prophetische und kirchliche Religion in ihrem Verhältnis zur sozialen Bewegung», 1909 eine Schrift: «Soziale Religion» veröffentlicht und noch 1943 am religiös-sozialen Ferienkurs einen nachher als Broschüre gedruckten Vortrag über «Das Kommen des Reiches Gottes» gehalten. Selbstverständlich hat er auch die Vereinigung sozialistischer Kirchengenossen sowie die Soziale Käuferliga, Pionierin der Labelbewegung, unterstützt, die letztere mit der Begründung: «Wäre die Gleichgültigkeit der Käufer gegen die Lage der Produzenten nicht so groß, so wäre manche empörende Ausnützung einfach nicht mehr möglich.»

Und aus dem Geist und Gebot des Evangeliums ist Liechtenhan auch zum Antimilitaristen geworden. «Wir können nicht Gott dienen und daneben zum Kriege rüsten. In dieser Erkenntnis war mir der Antimilitarismus heilige Pflicht.» Wie seine Bibelkritik und seinen Sozialismus, so hat er auch seinen Antimilitarismus nicht als eine niederreißende, sondern als eine aufbauende Tätigkeit verstanden und ausgeübt, als Handlangerdienst für die Wegbereitung des Reiches Gottes. Gerade diesen Kampf hat er mit zähem Ernst und Eifer geführt. Er half die «Vereinigung der antimilitaristischen Pfarrer» gründen, hat sie zehn Jahre lang geleitet, und als sie sich 1936 zum «Kirchlichen Friedensbund der Schweiz» erweiterte, um auch die Laien in dieses Interesse und diesen Kampf hineinzuziehen, ist er bis an sein Ende eines seiner lebendigsten, tätigsten Vorstandsmitglieder gewesen.

Er hat die ergreifende Schrift des Erasmus «Klage des Friedens» aus dem Jahre 1507, die schon 1634 mitten in den Wirren des Dreißigjährigen Krieges der Basler Pfarrer Samuel Grynaeus deutsch herausgegeben hatte, nach genau 300 Jahren mit einer interessanten geschichtlichen Einleitung, neu übersetzt, veröffentlicht (Gotthelf-Verlag, Bern) und als Entgegnung auf einen Aufsatz von Prof. Emil Brunner im Zwinglikalender 1945 eine Broschüre: «Völkerfriede, eine Illusion oder

eine Aufgabe für die Christenheit?» verfaßt und darin die Argumente Brunners gegen eine biblisch begründete, leidenschaftlich gläubige Hingabe des Christen an die Friedensaufgabe energisch zurückgewiesen. Er schreibt unter anderm darin: «Die Distanzierung der Friedensarbeit vom Gottesreich verleitet dazu, sie einfach den Politikern zu überlassen. Durch diesen Rückfall in eine einfache Jenseitigkeitseschatologie wurde die Christenheit träge und blieb nicht in Bewegung. So ist das Salz dumm geworden, und auf allen Gassen ist vom Versagen der Christenheit mit Recht die Rede. Wenn man den Einsatz seiner ganzen Kraft für den Erdenfrieden als etwas so Geringfügiges und Fragwürdiges hinstellt, wie soll da irgendwelche Freudigkeit dafür aufkommen? Es ist, wie wenn man den an einer Wildbachverbauung Arbeitenden sagen würde: ‚Was wollt ihr doch? Eine Welt ohne Unwetterkatastrophen gibt es ja doch nie und nimmer.‘ Durch eine solche Haltung wird aller Friedensarbeit die treibende Kraft, der Glaube, geraubt.»

Aber seinen Antimilitarismus hat Liechtenhan am ausführlichsten in seiner 1927 im Verlag von Herbert Lang, Bern, auch ins Französische übersetzten, 80seitigen Broschüre: «Ist Abrüstung Christenpflicht?» (Le désarmement un devoir chrétien? Impr. Coop., La Chaux-de-Fonds) biblisch begründet und nach allen Seiten beleuchtet. Wir müssen uns versagen, auf deren reichen Inhalt einzugehen. Mag seit den zwanzig Jahren ihres Erscheinens ihr Verfasser in schmerzlicher Erkenntnis der sittlichen Unreife unseres Volkes wie der gesamten Völkerwelt auf das Postulat einer sofortigen Einzelabrüstung der Schweiz auch verzichten gelernt haben – die Hauptthese der Unvereinbarkeit wahrer Nachfolge Christi mit dem Rüstungs- und Kriegssystem und der alleinigen Rettung sowohl unseres wie aller Völker durch einen radikalen Bruch mit diesem System ist durch die seitherigen grauenvollen Erfahrungen und durch die Aussicht auf neue, drohende Katastrophen von einem noch gigantischeren Ausmaß und einer noch teuflischeren Vernichtungsdämonie nur noch erhärtet und für jeden denkenden Menschen, wieviel mehr für jedes christliche Gewissen zu einer unbedingten Forderung und Verpflichtung geworden.

So steht Rudolf Liechtenhan, der wohl manchem nur als eine stille, etwas linkische und nur theoretische Gelehrtennatur erscheinen mochte, in seinem Wesen und Wirken vor uns als ein Christenmensch, der als Pfarrer und Professor kein bloßes Studierstubendasein führte, sondern alles, was er durchdachte, durchforschte, redete und schrieb, in den Dienst der Allgemeinheit, auch der Geringsten seiner Brüder und damit in den Dienst seines Herrn und Meisters, des kommenden Gottesreiches stellte, der auf der Kanzel und dem Katheder sich mit einer kleinen Zuhörerschaft zufriedengeben mußte, aber sich dadurch nicht im geringsten in seiner Treue und Gewissenhaftigkeit beirren ließ, ein miles Christi, der allezeit mit offenem Visier kämpfte, um die vom Bacchus- und Venus-, Mars- und Mammondienst geknechtete, in Waffen star-



rende Christenheit zur wahren militia Christi aufzurufen und die christliche Kirche aus dem bloßen Herr, Herr sagen zu gläubigem Tun und zu lebendiger Bruderschaft aufzurütteln.

So sehr er von vielen seiner Kirch- und Volksgenossen mißverstanden und unterschätzt worden ist, so wenig hat er sich selber überschätzt. Selbst von den ihm von Natur angeborenen Hemmungen bekennt er: «Es war gewiß gut so. Sie haben mich in dem Bewußtsein der Unzulänglichkeit alles unseres menschlichen Machens und Leistens festgehalten. Meine Lebensleistung, auf die ich zurückblicke, ist hinter dem, was ich mir vorgenommen und erhofft, vielleicht auch andere von mir erwartet hatten, weit zurückgeblieben. Ich habe mich in vielem bescheiden müssen. Ich habe aber gelernt, den Weg anzunehmen, den Gott mich geführt hat, und dankbar zu sein für jede Gelegenheit, wo er mich, auch zu bescheidenem Dienst, hat brauchen wollen.» Seine Lebensskizze schließt er mit den Worten: «Ich schreibe diese Erinnerungen in einer trüben Zeit nieder, die immer wieder Anfechtung bringt und den Mut brechen will. Aber das Licht ist nicht ausgelöscht, das allein diesem Leben, trotz allem, Sinn verleiht, und die Hoffnung ist nicht geknickt, die uns aufrichtet, ob wir nun länger in diesem Kampf stehen oder ob wir bald aus ihm scheiden sollen.» Es ist die gleiche Gewißheit, mit der er schon 1906 seinen ersten, «Ernst und Freude» überschriebenen Beitrag in die «Neuen Wege» im Anschluß an Phil. 4,4 geschlossen hat: «Ernst und Freude verbinden heißt: die Aufgaben des Lebens anpacken mit ganzer Kraft und unter Opfern und sich freuen, daß es nicht umsonst sein soll; das Leid auf unserem Wege und rings um uns zu Herzen nehmen und sich freuen, daß es schließlich auch Gottes hohen Zielen dienen soll; Scham empfinden über die eigene Erbärmlichkeit und sich freuen über Gottes Gnade, die sich trotzdem zu uns herniederneigt; das Große im Auge behalten und doch empfänglich sein für die kleinen Freuden und Spuren der Güte Gottes. Wer so mit tiefem Ernst ‚im Herrn‘ sich freut, der kann nicht versinken in den Sorgen des Lebens, nicht verzweifeln wegen seiner Schuld, der zittert nicht mehr vor dem Tode.»

In diesem Ernst und in dieser Freude nehmen auch wir Abschied von unserm langjährigen, treuen Arbeits- und Kampfgefährten, Dank und Hoffnung in unserer Seele.

*K. v. Greyerz.*

### Paul Pflüger †

Unmittelbar vor der Drucklegung der Weihnachtsnummer der «Neuen Wege» erreicht uns die Nachricht, daß Paul Pflüger, der bekannte sozialistische Pfarrer und spätere Stadtrat von Zürich, im 83. Altersjahr nach einer langen Zeit der Gebrechlichkeit und mannigfacher Leiden gestorben ist. Es ist nicht mehr möglich, in den «Neuen